

KOMMUNIKATION MIT PATIENTEN

Philip R. MYERSCOUGH, Michael FORD

Verlag Hans Huber, Bern 2001

270 Seiten

ISBN 3-456-83210-9

Da es im deutschsprachigen Raum nur wenig lehrreiche Literatur zum Thema "Ärztliches Gespräch" gibt und auch die universitäre medizinische Ausbildung hierzulande keine systematische Behandlung dieser Thematik kennt, ist man froh, wenigstens nach einem aus dem Englischen übersetzten einschlägigen Werk greifen zu können und ist auch als langjährig tätiger Hausarzt gespannt, ob die durch Gespräch und Erfahrung vermittelten Kenntnisse mit dem systematischen Lehrwissen eines einschlägigen Buches im Einklang stehen.

Das Buch ist das gemeinsame Werk eines Frauenarztes (P. MYERSCOUGH, der die Buchidee hatte) und eines Allgemeinmediziners (M. FORD), ergänzt durch Beiträge einzelner Gastautoren.

Orientiert man sich an der gelungenen Aufmachung und am Inhaltsverzeichnis, scheinen die gesetzten Erwartungen nicht enttäuscht zu werden. Der die ersten ca. 100 Seiten umfassende allgemeine Teil behandelt systematisch sowohl die Eigenschaften einer guten Kommunikation im Allgemeinen als auch die besonderen Erfordernisse des ärztlichen Gesprächs. Die theoretischen Ausführungen werden durch mehrere Zeichenskizzen und viele praktische Gesprächsbeispiele illustriert. Dem wichtigen nonverbalen Aspekt jeder Kommunikation, sei er bewusst oder unbewusst, sowie der allgemeinen Atmosphäre des ärztlichen Gesprächs wird gebührender Raum gegeben. Auch die Erörterung der Kommunikation mit Angehörigen kommt nicht zu kurz. Wertvoll ist auch, dass sich der Arzt im Spiegel sehen kann und seine eigenen Ängste und Vermeidungsstrategien zur Sprache kommen. Der den Rest des Buches umfassende besondere Teil befasst sich mit bestimmten schwierigen Gesprächsthemen (ge-

störte Beziehungen, schwierige Entscheidungen, Kommunikation über Sexualität) sowie der Kommunikation mit Menschen verschiedenen Alters (vom Kind bis zum Greis) und unter verschiedenen Umständen (Klinik, Praxis, Schwangerschaft). Besonders informativ ist eine 14 Seiten umfassende Erörterung der Kommunikation mit Menschen aus anderen Kulturen.

Geht man ins Detail der einzelnen Ausführungen folgt dem ursprünglich positiven Eindruck – mit Ausnahme weniger Kapitel – bald Ernüchterung. Diese hat mehrere Ursachen: Zum Einen sind die einzelnen Themen eher oberflächlich behandelt, lassen wichtige Inhalte vermissen, während entbehrliche oder vom Thema abweichende Aspekte breit ausgeführt sind. Die Untergliederung der einzelnen Kapitel lässt kaum eine logische Gedankenfolge erkennen. Breit ausgeführt ist etwa in Kap. 3 („Ablauf des medizinischen Gesprächs“) der diagnostische Entscheidungsbaum, der doch nur in den Gedanken des Arztes präsent ist und kaum je vor dem Patienten zu Sprache kommt. Gut geglückt ist im Allgemeinen Teil das Kapitel „Kommunikationshindernisse“. Im Kapitel über „Kommunikation mit älteren Menschen“ hingegen wird eine ganze Buchseite darauf verwendet, um zu erläutern, dass man mit Hörbehinderten laut sprechen müsse, während die sehr häufigen Diskriminationsdefizite älterer Menschen, welche langsame Rede und einfache Worte erfordern, keine Erwähnung finden. Im Kapitel „Kommunikation über Schwangerschaft und Familienplanung“ wird gefordert, dass der Arzt das Thema Empfängnisverhütung von sich aus anzusprechen habe, um die Eltern vor zuviel Kindern oder einer unerwünschten Schwangerschaft zu bewahren. Andererseits wird das für das ärztliche Gespräch so wichtige und dankbare Thema des Schwangerschaftsabbruchs und des Post-Abortion-Syndroms auf einer knappen halben Seite abgetan. Offenbar gehen die Autoren davon aus, dass ethische Grundsätze im ärztlichen Gespräch nichts verloren hätten.

In diese Richtung weist auch die auf Schritt und Tritt begegnende Grundannahme der Autoren, die menschliche Person bestehe aus einem Bündel von Emotionen, die so zu steuern und zu therapieren seien, dass sie ein ausgeglichenes Lebensgefühl ermöglichen. Nur so ist es zu erklären, dass die Beschäftigung mit den Gefühlen der Patienten einen derart breiten Raum in den Darlegungen der Autoren einnimmt. Die Tatsache, dass das sittlich Gute auch das Heilsame ist, gerät dabei völlig aus den Augen. Gewiss ist die Fähigkeit, sich in die Gefühlslage des Patienten zu versetzen ein wichtiges Vermögen ärztlicher Kunst, doch darf er dabei nicht stehen bleiben. Er muss in der Lage sein, Perspektiven aufzuweisen, das gegenwärtige Lebensgefühl – Wut, Angst, Trauer, „Stress“, was immer für die personale Reifung des Rat und Trost Suchenden wichtig ist, fruchtbar zu machen.

In Anbetracht der erwähnten Grundeinstellung der Autoren ist es auch wenig verwunderlich, dass jene Haltungen und Fähigkeiten, die die Tugend des Arztes bestimmen, zu bloßen Techniken herabsinken. Man hat zuweilen den Eindruck wie ein Pharmaberater geschult zu werden. Die Übersetzung bemüht sich erst gar nicht, die englischen Fachbegriffe so ins Deutsche zu übertragen, dass sie als Bezeichnungen für menschliche – ärztliche – Tugenden erscheinen können. Zur Rechtfertigung der Autoren kann man freilich darauf hinweisen, dass das Taugende, von dem die Tugend abgeleitet ist, selbst nur mehr im Sinne bloßer Nützlichkeit verstanden wird.

Vier Haltungen sind es, die die ärztliche Kommunikation mit Patienten kennzeichnen und deren Anfangsbuchstaben das englische Wort CARE (Fürsorge) ergeben: Comfort, Acceptance, Responsiveness und Empathy. Würden sie übersetzt, so würden sie lauten: freundliche Gelassenheit, bergende Zuwendung, Feinfühligkeit und Einfühlsamkeit. Diese Ausdrücke – Tugendbegriffe – werden aber, wie gesagt, nicht verwendet, sondern es bleiben die Fremdworte als technische Fachbegriffe stehen, und werden als solche erläutert.

Noch ein anderer in der deutschen Übersetzung liegender Umstand macht die Lektüre des Buches schwer: Obwohl niemand aus dem Titel „Kommunikation mit Patienten“ die bloße Befassung mit männlichen Patienten herauslesen wird, werden im Buchtext jeweils Patientinnen und Patienten, Ärztinnen und Ärzte, Anfängerinnen und Anfänger, Psychiaterinnen und Psychiater etc. getrennt angesprochen, eine Praxis, die man nur als lächerliche Mode ansehen kann, zumal wenn auf einer Buchseite bis zu ein Dutzend derartiger Spezifikationen zu finden sind.

Insgesamt wird man sagen müssen, dass das vorliegende Buch ein bisher vernachlässigtes Thema in der medizinischen Ausbildung dankenswerterweise aufgreift und den Versuch unternimmt, zahlreiche spezifische Aspekte ärztlicher Kommunikation systematisch zu beleuchten. Der Gewinn, der aus einem solchen Unterfangen geschöpft werden könnte, bleibt aber geschmälert durch das verkürzte zugrundeliegende Menschenbild und durch die unzureichende Übersetzung.

Die Positionierung des ärztlichen Gesprächs im Gesamtkontext der Arzt-Patienten-Beziehung sollte auch die Unterscheidung der Begriffe „richtig“ und „gut“ berücksichtigen. Richtig ist eine Handlung dann, wenn sie einer vorgegebenen Regel folgt oder ein vorgegebenes Ziel erreicht. So wird ein diagnostisches Gespräch (Anamnese) dann richtig sein, wenn es zur korrekten Diagnose führt. Oder eine Therapie kann als richtig bezeichnet werden, wenn sie sich auf EBM (evidence based medicine) stützt. Gut hingegen ist eine Handlung dann, wenn durch sie im Patienten eine Veränderung bewirkt wird, durch welche er der Heilung oder dem Heil näher kommt. So wird ein therapeutisches Gespräch bei einem Süchtigen dann gut sein, wenn er von seiner Sucht ein Stück loskommt. Es liegt auf der Hand, dass ärztliche Handlungen in der Regel sowohl richtig als auch gut sind (z.B. Verordnung eines geeigneten Antibiotikums bei Infektion), gelegentlich aber nur richtig, nicht aber gut sind (z.B. Verordnung eines Tranquillizers bei Flugangst)

oder nur gut, aber nicht richtig sind (z.B. ein therapeutisches Gespräch, das zur Akzeptanz eines Schicksals führt). Der medizinische Fortschritt tendiert dazu, durch wissenschaftliche Forschung für alles und jedes die richtige Vorgehensweise (Richtlinie) zu finden. Wo das nicht möglich ist, wird der autonome Mensch in seine Freiheit (d.h. Ratlosigkeit) entlassen und aufgefordert, von sich aus zu bestimmen, wo das Gute und sein Ziel sein soll. Ein solches Unterfangen aber tut der Logik des Guten Gewalt an und muss daher scheitern. Während die Logik des Rechten eine Norm voraussetzt, welcher die Handlung unterzuordnen ist, verlangt die Logik des Guten, dass die Beziehung an sich, d.h. die Handlung selbst, Ordnung hervorbringt. Der Handlung – dem guten Gespräch – wohnt eine verwandelnde Kraft inne, vermöge welcher sie aus der allgemeinen Wahrheit den konkreten Wert, aus dem allgemeinen Sein den bestimmten Sinn, aus dem unendlich Guten den persönlichen Gott, ja aus der umfassenden Liebe das aufgegebene Leben hier und jetzt zur Anwesenheit bringt. Würde diese verwandelnde Kraft abgeschafft, dann verschwände überhaupt jede Schaffenskraft, jede Schöpfung, ja jedes Wort, jedes Gespräch wäre von Übel. Denn alles Gewordene ist seit Anbeginn zur Geltung gekommenes gutes Wort. Das ärztliche Gespräch kann der ethischen Dimension nicht entraten, soll es nicht zum Geschwätz geraten oder sich in bloßer Information erschöpfen.

W. RELLA

DAS GEN UND DER MENSCH

Gerhard GOTTSCHALK (Hrsg.)

Wallstein Verlag, Göttingen 2000

279 Seiten

ISBN 3-89244-405-6

Sicherlich sollte man auch ein Buch über Gentechnik und verwandte Wissenschaften lesen, falls man sich darin noch nicht auskennt – und für solche Menschen ist dieses besprochene

Buch gedacht, wenn man nicht an der anscheinend größten wissenschaftlichen Errungenschaft der letzten 50 Jahre achtlos vorbeigehen möchte. Außerdem ist die Anwendung der Gentechnik mit ihren ethischen Aspekten derzeit in einem Ausmaß Gegenstand der öffentlichen und politischen Diskussion, wie es noch nicht da war. Dienlich für eine Einführung in die Problematik ist die vorliegende Sammlung von Vorträgen und Vorlesungen von deutschen Spitzenwissenschaftlern aus den letzten Jahren, die in „Das Gen und der Mensch“ vorliegen.

Die beste Eigenschaft dieser Zusammenstellung ist ihr weites Spektrum: es führt deutlich vor Augen, wie weitreichend die Anwendungsmöglichkeiten der Gentechnik sind. Oft geht es um Dinge des täglichen Lebens, wir erfahren etwas über die Kartoffeln, über Antibiotika und Resistenz, über allen bekannte Krankheiten und Erbkrankheiten (auch interessante Details über das Leben von TOULOUS-LAUTREC gehören dazu), über den Krebs und neue Therapieaussichten, über Fliegen, Mäuse etc. Die Beiträge geben Einblicke in die gewaltigen Forschungsanstrengungen (und ihre Kosten), wie sie z.B. „das große Genprojekt“ notwendig macht. Allerdings gibt es auch Beiträge, die wirklich nur von naturwissenschaftlich Gebildeten mit Gewinn gelesen werden können. Besser wäre es sicher gewesen, man hätte die Grundbegriffe der Molekularbiologie vorausgestellt, etwas ausführlicher gebracht und die folgenden Beiträge darauf abgestimmt. Oft gibt es auch zuviele Details, die nichts zu einem besseren Verständnis beitragen.

Die Aspekte und die Bilanz, die die Wissenschaftler hier über die Gentechnik vorstellen, sind immer positiv und sehr zukunftsversprechend. Das Buch will sicher aufklären, aber auch Angst nehmen. Die Gefahren der Gentechnik sind heute, so scheint es, auf ein Minimum reduziert, ethische Folgen werden in den Beiträgen der Naturwissenschaftler selten erwähnt und dann nur in den Raum gestellt. Dafür sind zwei Beiträge am Ende angefügt: einer behandelt die

rechtlichen Aspekte der Gentechnik. Er ist unzulänglich, wahrscheinlich deshalb, weil sich der Autor der derzeit provisorischen, sich dauernd ändernden Gesetzeslage bewusst war. Der philosophisch-ethische Beitrag ist es leider auch, obwohl es nicht so sein müsste. Der Autor spricht davon, dass die Normen der Bioethik erst vom Menschen gefunden werden müssen: natürlich – wie könnte es anders sein – im Konsens (so wie, seiner Meinung nach auch die Menschenrechte zustande kommen). Es ist der Mensch selbst, der sich Grenzen setzen muss (warum sagt der Autor nicht). Die Kriterien dafür sind sicher einsichtig, scheinen aber nicht vollständig zu sein: die Selbstbestimmung des Menschen (die ja, wie bekannt, bei vielen Menschen in gewissen Augenblicken nicht möglich ist) und der Krankheitsbegriff (der auch weiter oder enger gehandhabt werden kann). So werden IVF, PID und Nicht-Implantation von Embryonen nur als problematisch bezeichnet, ohne genauere ethische Stellungnahme. Der Autor erhofft aus dem Dialog von Natur- und Geisteswissenschaft, dass das Maß der Humanität gefunden wird. Man hofft mit ihm.

Das Buch hat einen großen Nachteil: man muss es bald lesen. Und es hat einen großen Vorteil: man muss nicht alles lesen.

R. TAGWERKER

DIE PERSPEKTIVE DER MORAL. PHILOSOPHISCHE GRUNDLAGEN DER TUGENDETHIK

Martin RHONHEIMER

Akademie Verlag, Berlin 2001

400 Seiten

ISBN 3-05-003629-X

„Deontologische Theorien in der Nachfolge Kants mögen noch so gut erklären können, wie moralische Normen zu begründen und anzuwenden sind; aber auf die Frage warum wir überhaupt moralisch sein sollen, bleiben sie die Antwort schuldig“. Dieser Satz, der wohl von

RHONHEIMER stammen könnte, ist allerdings überraschenderweise im jüngsten Werk von Jürgen HABERMAS (*Die Zukunft der menschlichen Natur*, Suhrkamp, 2001, S. 15) nachzulesen. Und der „Vater“ der Diskursethik, also einer jener Theorien, welche die erwähnte Antwort schuldig bleiben, gibt auch zu, dass gerade darin der hohe Preis liegt, den die moderne und postmoderne Moralthorie zahlen muss, weil sie den metaphysischen Weg der klassischen Ethik, als der Lehre des richtigen Lebens, verlassen hat.

In seinem neuen Buch gelingt es Martin RHONHEIMER zu zeigen, dass die in ARISTOTELES wurzelnde ethische Tradition, die Thomas von AQUIN stark bereichert hat, tatsächlich eine befriedigende Antwort auf die von HABERMAS aufgeworfene Frage zu geben vermag. Die Grundfrage der deontologischen Theorien der zwei letzten Jahrhunderte lautet: Was soll ich tun? Diese Frage greift für RHONHEIMER viel zu kurz und ist nicht die erste Frage. Für die klassische Ethik ist die allererste Frage die „nach dem Guten, das wir tun sollen“ (S. 41).

„Die Perspektive der klassischen Tugendethik ist die des Menschen als leib-geistige Einheit und handelndes Subjekt, ausgestattet mit Trieben, Affekten und Emotionen, instinkt-schwach, aber gleichzeitig befähigt, aus seiner eigenen Zentralität sich durch Intellekt und Willen auf andere hin zu transzendieren, frei, und zugleich stets der Verfehlung seiner Freiheit ausgesetzt, zwar Herr seines Tuns, aber doch auch immer gefährdet, Sklave dieses Tuns und seiner oft ungeklärten Antriebe zu werden; und aus dieser Perspektive dann der Standpunkt des handelnden Subjekts, das in seinem Streben, Wollen und Tun das „für ihn Gute“ sucht und dabei schließlich auf ein Letztes aus ist, das um seiner selbst willen gesucht wird und alles Streben zu erfüllen vermag, eine Erfüllung, die wir „Glück“ nennen“ (15). Die Perspektive der Tugendethik ist die der ersten Person, sie stellt primär die Ich-Frage: Was ist das Gute, das ich tun soll? Als Theorie des Guten

Lebens zielt die klassische Ethik auf die Verwirklichung des in Wahrheit Guten, das von dem nur scheinbar Guten unterschieden werden soll. Nicht jedes Begehren, jedes Streben, jedes Wollen hat etwas in Wahrheit Gutes zum Gegenstand. Der Mensch will aber sein Streben nach dem Guten erfüllen und seinen Willen ebenfalls sättigen. Darin besteht das Glück. Dies ist jedoch nicht der umgangssprachliche Begriff von Glück. Es geht nach der ARISTOTELISCHEN Diktion um „ein sich selbst genügendes Gut“. Glückseligkeit „ist, was das Leben für sich allein begehrenswert macht, so dass es keines weiteren bedarf“. Wenn das erreicht wird, ist das Leben als Ganzes gelungen. Das ist, was die klassische Ethik Glück nennt.

RHONHEIMER versäumt es nicht deutlich zu machen, dass die klassische Ethik nicht eine rein diesseitige Perspektive hat, d.h. dass sie nicht die Glückseligkeit – *beatitudo perfecta* – auf dem irdischen Weg, sondern das unvollkommene Glück des bestmöglichen Gelingens des Lebens verspricht. Dies ist nicht erst einer theologischen Ergänzung von THOMAS zu verdanken, sondern war bereits bei ARISTOTELES im Kern enthalten. Die klassische Ethik hat eine sehr differenzierte Theorie des Glücks, des Gelingens des Lebens, dank der Metaphysik, die HABERMAS in den modernen Theorien abgeht, hervorgebracht. Das unvollkommene Glück dieses Lebens ist nicht die *beatitudo perfecta*, aber das Ziel des sittlichen Lebens, das die Tugenden in ihrer Vielfalt und Einheit als Gestaltungsprinzip.

In seinen zwei großen Büchern „Natur als Grundlage der Moral“ und „Die Praktische Vernunft und die Vernünftigkeit der Praxis“ hat RHONHEIMER seiner Tugendethik den Weg geebnet. Vor allem im zweiten Werk ging es ihm darum, die Zentralität der praktischen Vernunft im sittlichen Handeln herauszuarbeiten. Die praktische Vernunft und sonst nichts bestimmt, was gut ist. Sie ist „Maßstab und maßanlegende Instanz“ des Guten. Das wahrhaft Gute, wird nicht bereut werden, weil es

sich immer und unter allen Umständen als das Gute erweist und von der rechten Vernunft als solches erkannt wird. Das jeweils von der Vernunft erkannte Gute leistet somit einen Beitrag zum Gelingen des Lebens.

Der Mensch als Leib-Seele-Einheit ist aber nicht nur Vernunft. Sinnliche Neigungen bilden wesentliche Gestaltungsprinzipien seines Lebens. Nun ist die moralische Tugend ein Habitus, der das Strebevermögen vervollkommenet, d.h. dass er es auf das von der Vernunft erkannte Gute hinordnet. Tugend ist aber nicht eine Art Inzuchtnahme/Züchtigung der Neigungen, die völlig der Vernunft unterworfen werden, denn die Vernunft, die vom Willen bewegt wird, vermag in den Neigungen und Tendenzen des sinnlichen Strebevermögens, fern von jedem Naturalismus einen Sinn (Teleologie) zu erkennen, der zur Grundlage des Unterscheidungsprinzips zwischen Gut und Böse wird. Die praktische Vernunft bestimmt also in jeder konkreten Situation, was zu tun gut ist. Wenn aber die Vernunft in ihrem eigenen Akt von Affekten und Leidenschaften behindert wird, hält der Mensch das für gut, was eigentlich nur den Schein des Guten hat. Die Stärke der Tugendethik kann vor allem darin gesehen werden, dass sie darauf abzielt, „zunächst und vor allem jenes Stück Welt, die wir selbst sind“ zu verändern (60). Dies wird in RHONHEIMERS Darstellung auch im Vergleich mit drei anderen heute sehr aktuellen Ansätzen der Ethik, nämlich der Deontologischen Ethik, der Diskursethik und der konsequentialistischen Ethik verdeutlicht. Diese Ansätze versuchen die Welt von außen, aus einer Perspektive der „dritten Person“ zu betrachten, ohne oder höchstens mit einem sehr schwachen Ich-Bezug. Die Frage, warum ich mich an Normen halten soll, bleibt dabei, wie oben beim Zitat von Habermas erwähnt wurde, unbeantwortet. Deswegen können diese Ansätze wenig zur Erfüllung der Forderungen nach mehr Moral beitragen, wie sie heute überall im Bereich der Wirtschaft, der Politik, der Ökologie, des Gesundheitswesens

usw. unüberhörbar gestellt wird. In Ergänzung zur Tugendlehre stellt RHONHEIMER auch eine Prinzipienlehre vor, die auf der Vernünftigkeit bzw. auf der Intelligibilität des Guten beruht. Nach ARISTOTELES hängt die Wahrheit der praktischen Vernunft von der Richtigkeit des Strebens ab, die Richtigkeit des Strebens jedoch wiederum von der praktischen Vernunft. Dieser Zirkel wird von der modernen Ethik als Einwand gegen die Vernünftigkeit der Tugendethik vorgebracht. „THOMAS löst den Zirkel folgendermaßen: Jene praktische Vernunft, deren Wahrheit in der Übereinstimmung mit dem richtigen Streben besteht, ist die Vernunft, die sich auf die „Wege zum Ziel“ (die Mittel) richtet. Das Ziel selbst jedoch ist dem Menschen „von Natur aus bestimmt“ [in VI Ethic., lect.2.]. Damit ist gesagt: Die fundamentale Zielstruktur menschlichen Handelns ist nicht gesetzt durch einen Akt der Wahlfreiheit, sondern sie liegt jedem freien Wählen und dem entsprechenden vernünftigen Überlegen immer schon als Ausgangspunkt zugrunde, und zwar eben „von Natur aus“ (227). Über jene Ziele, die unserem Handeln die fundamentale Orientierung geben, beratschlagen wir nicht, wir streben diese Ziele entweder „von Natur aus“ oder auf Grund unserer erworbenen Dis-

positionen an. Es geht also nun darum zu klären, was die Ziele „von Natur aus“ sind und warum sie fern von jedem naturalistischen Fehlschluss richtig sind. RHONHEIMER gelingt es hier, mit aktueller und allgemeinverständlicher Sprache, die thomanische Lehre der *lex naturalis* als praktische Prinzipienlehre zu interpretieren und sie dabei in die Tugendlehre aristotelischen Zuschnitts zu integrieren.

Dieses Buch war längst fällig. Es füllt eine Lücke. Seit langem hatte man die Tugendethik totgesagt. Das war eine Fehldiagnose. Wertvoll an den Ausführungen RHONHEIMERS ist, dass sie nicht den Leser zurück zu THOMAS und ARISTOTELES führen, sondern ARISTOTELES und THOMAS in die Gegenwart holen. Dabei werden Lösungsansätze anderer ethischer Systeme diskutiert und in sein System integriert. Viele sehr aktuelle Beispiele verdeutlichen die Argumentation, lockern sie auf, ohne zu zerstreuen. Die nicht vom Autor geteilten Positionen werden sehr fair behandelt und diskutiert, obwohl dies für viele immer noch zu wenige sein werden. Nicht nur Fachleuten, sondern jedem Akademiker möchte ich dieses Buch als ein „muss“ empfehlen.

E. H. PRAT